In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(14. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Da zuckte das Weib zusammen, starrte vor sich hin und hatte eine messerscharfe Falte zwischen den Brauen. Haben die Briefe wirklich geholfen? Sie hatte selbst einmal gesagt: an die habe ich nicht geglaubt. Das Unterfangen war ihr zu gewaltig erschienen. Es waren auch zwei gefallen, die Himmelsbriefe getragen hatten. Aber viele, wohl zwanzig und mehr, waren wiedergekommen. Wenn sie doch geholfen hätten? Wenn auch das Größte dem menschlichen Worte und Willen möglich wäre? Wer vermag Antwort zu geben?

Die Botin sank in die Knie und betete mit lauter Stimme: „Gott, weise mir den Weg!" Zuversicht und Bangen rangen in ihr. Zuletzt sagte sie: „Und wenn ich's tue, diesmal geschieht's mit reinerer Hand als jemals. Ich muß helfen. Christian, nimm das Buch!" Mit hastenden Fingern schlug sie die Seiten auf, auf denen der Brandbrief stand. Christian las laut und stockend; die Feuerglocke wimmerte. Von der Brandstätte her drangen das Krachen der Balken und das Geschrei der Menschen. Und Christian las wieder, da ging es schon besser.

Jetzt sagte das Weib: „Nun wollen wir in Gottes Namen gehen, und hast du es vollbracht, so wirfst du das Buch in das Feuer." In der Tür aber wandte sie sich noch einmal um. Sie fiel ihrem Manne um den Hals und küßte ihm das rußige Gesicht. Ihre Tränen rannen ihm auf die breite Brust. Unbeholfen hielt er den ungewohnten Liebkosungen seines Weibes still.

„Ach Gott," jammerte Anna Dorothea, „Vater, mir ist's, als stürze der Himmel ein, als ginge es in den Tod."

Da schüttelte sich der Mann und sagte mit rauher Stimme: „Komm, ehe es zu spät wird."

Hand in Hand gingen sie durch das Dorf. Und wer sie sah, sagte: „Jetzt werfen sie einen Brandbrief in das Feuer" und schloß sich ihnen an.

Einer schrie in den Pfarrhof: „Christian Schmidt wirft einen Brandbrief in das Feuer!"

Als Martha das hörte, rannte sie davon und traf ihre Eltern an den Brandstätten.

„Laß ab, laß ab, Vater," rief sie, „fürchte dich der Sünde! Tu es nicht!"

„Es muß sein," sagte der Vater.

Da umklammerte das Mädchen die Mutter: „Laß es nicht zu, es ist Frevel, und bringt keine Hilfe!"

Eine laute Stimme aber hinter ihr sagte: „Tu es in Gottes Namen. Die Männer werden schwach. Die Arbeit ist zu groß und es wird ihnen neuen Mut machen." Und der es sprach, war der alte Fryman, dem auch einer gesagt hatte: „Christian wirft einen Brandbrief in das Feuer."

Viele traten herzu, Männer, alte und junge, und Weiber. Das Nachbarhaus des Ziegen-Frieder brannte. Sprang das Feuer auf des Frieder Haus, so trennte es nur noch eine Straße vom Neumarkte, dem obersten Teile des Dorfes. Dort standen noch fünfzig Häuschen kleinerer Leute dicht nebeneinander. Und es war dort kein Wasser. Der Schrei nach Hilfe raste mit elementarer Gewalt.

Nicht eine Stimme der Abwehr aber wurde laut. In dem Gedränge standen hundert Leute, die nichts von Aberglauben wissen wollten, von den Nachbardörfern und Städten umher, aber keine Stimme erhob sich gegen das Werfen des Brandbriefes. Auch Fritz Menzel war herbeigeeilt.

Und immer lauter scholl das: „Hilf uns, hilf uns!"

Anna Dorothea aber zögerte. Da durchbrach Martha die Menge, um den Pfarrer zu holen.

Nun kam der weißhaarige Büttner-Bauer, der Kirchenälteste, wieder. Seine Knie zitterten. Die Arbeit und die Aufregung hatten ihn niedergeworfen auf das Bett, drunten bei dem Nachbar Demut. Als er aber gehört hatte, man werde einen Brandbrief werfen, da hatte er sich aufgerafft. Der Mann schwankte und mußte sich an seinen Nachbar lehnen, so groß war seine Schwäche. Jetzt trat er herzu und wollte Christian das Buch aus der Hand nehmen.

„Laß es mich tun," sagte er, „wenn du dich fürchtest." Aber viele Hände rissen ihn fort. „Ihr könnt nicht, Ihr seid zu schwach."

Da reichte Anna Dorothea Christian die Hand und sagte laut: „Geh in Gottes Namen."

Unter der Menge stand die Mutter des Johann Brand. Sie war eine starke, weißhaarige Frau mit hellem Auge, hatte ihr Hauswesen nach dem frühen Tode ihres Mannes mit fester Hand und klugem Sinn geleitet und ihren Sohn zu einem wackeren Manne erzogen. Auch sie hatte sich Anna Dorotheas Hilfe bei Gelegenheit bedient. Die Kraft der Botin aber sah sie als ein Gottesgeschenk an und ihre Betätigung als eine Notwendigkeit. Ihr war die Botin nie unheimlich gewesen; denn sie unterschied streng zwischen dem Herbeirufen der Hilfe böser Geister, das ein verdammenswerter Frevel war, und dem guter Gewalten, das nur wenigen Auserwählten möglich war, die man achten mußte. Sie wußte eine Menge guter, kerniger Bibel- und Menschenworte.

Als Anna Dorothea Christian gehen hieß, faßte die alte Frau die Hand ihrer Enkelin, die neben ihr

stand, und sagte: „Nun merk' auf, mein Kind. Sie werfen einen Brandbrief. Jetzt hilft der liebe Gott! Was du nun sehen wirst, das vergiß nie, solange du lebst."

Zwischen dem brennenden Hause und dem des Ziegen-Frieder war eine schmale Gasse. Durch sie führte ein Steg hinaus auf das Feld. In die Gasse schritt Christian Schmidt, las mit lauter Stimme den Feuersegen und blickte nicht über sich, wo die Flammen prasselten. Er schritt den Weg zu Ende und kehrte um. Die Wasserstrahlen zischten in den Flammen; auf das Dach des Frieder kletterte eben Karl Demut, um von oben her zu spritzen.

Aus der Menge drang kein lautes Wort. Die Herzen hämmerten, die Weiber vom Neumarkte lagen auf den Knien und beteten laut. Hochaufgerichtet stand Anna Dorothea, leichenblaß, die Lippen zusammengepreßt, die Hände fest ineinandergeschlungen. Neben ihr stand der Freibauer.

Vom Pfarrhofe her aber schritt der Pfarrer, Martha Schmidt an der Hand. Christian kam eben das zweitemal aus dem unheimlichen Gange. Als das der Pfarrer sah, sagte er zu dem Mädchen: „Es ist zu spät. Denke, er spricht ein Gebet!" Und auch er nahm das Käppchen ab und betete.

Martha Schmidt aber stierte nach dem Vater, der eben wieder in dem Gäßchen verschwand; denn dreimal mußte der Weg gemacht werden. Mauerreste auf den anderen Brandstätten stürzten ein. Die Steine polterten übereinander, und die Balken prasselten. Eben kam Christian wieder und hob den Arm, um das Buch in das Feuer zu werfen. Seine Beschwörung war vollendet. Da brach krachend das Haus zusammen, Balken und Steintrümmer flogen durcheinander, schwere Schränke stürzten in die Glut. Ein, zwei, drei uralte, vierkantige, breite Balken krachten in die Gasse, einer traf den Boten in das Genick, der zweite auf den Arm, die anderen und die Steine stürzten ihm auf Leib, Gesicht und Schenkel.

Die Menge schrie gellend auf; die Männer rannten mit Feuerhaken herbei, achteten der eigenen Gefahr nicht, rissen Steine und Balken auseinander. Fritz Menzel sprang mitten hinein in die Trümmer, aber er mußte zurück. Wasserstrahlen zischten auf die Unglücksstätte. Alle Spritzen eilten herbei, die Feuerwehrmänner aus der Stadt in ihren Lederkappen. Sie stießen die Hauswände nach innen ein, warfen die Trümmer übereinander, und das Feuer sank in sich zusammen. Da drehte sich der Wind und wehte von oben dem Feuer entgegen. Die letzten, fast versagenden Kräfte wurden angestrengt. Die Männer rangen mit dem Feuer wie mit einem menschlichen Riesen und — zwangen es nach hartem Kampfe nieder. Ziegen-Frieders Haus, der Neumarkt und das halbe Dorf waren gerettet. Ueber sechzig Gebäude aber, Wohnhäuser, Scheunen und Ställe, lagen in Asche.

Nach einer Stunde gefahrvoller Arbeit bargen die Männer den toten, halbverkohlten Boten. Sie trugen ihn heim in sein Haus zu der schluchzenden Tochter und dem stillen Weibe.

Anna Dorothea saß starr auf der Bank an der Wand. Als das Unglück geschah, hatte sie in wildem Schmerze die Hände vor das Gesicht geschlagen und sich von dem Freibauern hinwegführen lassen. Die Tochter war dem alten Pfarrer in die Arme gesunken. Der leitete die Zitternde durch die scheu zurückweichende Menge, und heiße Tränen rannen dem Greise über die Wangen. Die Leute aber hatte das Grauen gepackt. Schreiend waren sie auseinandergerannt, und erst allmählich fanden die Neugierigen wieder den Mut, nach der Unglücksstätte zu gehen. Als aber das Feuer gebändigt war, da sagten die einen: Der Feuersegen hat uns gerettet; die anderen jedoch fanden den traurigen Mut, die Tat des alten Mannes, die ihm zum Verderben geworden war, als Wahnwitz zu verdammen.

Der Pfarrer stand in Christian Schmidts Stube, hatte Anna Dorotheas beide Hände in den seinigen und sagte ihr mit zitternder Stimme tröstende Worte. Und als das Weib den Kopf schüttelte, da sprach er: „Wer möchte so vermessen sein, dich oder deinen Mann zu tadeln! Er hat das Dorf gerettet; denn sein Opfertod hat die wackeren Männer getrieben, daß sie ihre letzte Kraft einsetzten. Nun sind wir gerettet und danken es dem Toten."

Da winkte die Witwe matt mit der Hand, und der Pfarrer ging schweren Herzens in andere Häuser. Martha aber sank vor der Mutter nieder und barg schluchzend das Haupt in ihrem Schoße. Da legte das Weib die zitternden Hände auf des Kindes Scheitel und weinte leise.

Mit dem Toten blieb sie die halbe Nacht allein und redete mit ihm wie mit einem Lebenden. Sie rechnete ab mit den Ereignissen des heutigen Tages und fragte ihren Mann: mein Christian, haben wir dich in den Tod geschickt? Gib mir Antwort! Du weißt, wie ich gerungen habe, ehe wir gingen. War es ein Frevel, daß wir das Werk unternahmen? Sie sagen, du habest ihre Häuser gerettet. Hast du es wirklich getan, oder wäre es auch ohne deinen Tod geworden, wie es nun ist? So antworte doch, murmelte sie. Dein Geist lebt doch und ist bei mir. Warum gibst du mir keine Antwort? Du weißt doch, daß ich den Verstand verliere, wenn du mir nicht antwortest. Warum mußte das Haus im letzten Augenblicke einstürzen, warum konnte es nicht noch zwei Minuten stehen? War es die Strafe, die mich treffen sollte? Du bist ja nicht schuldig, ich bin es ja. Aber ich habe doch meinen Herrgott gefragt, ehe wir gingen, ob wir es tun dürften. Und er hat ja gesagt. Ich habe es gespürt in meinem Herzen; er hat ja gesagt. Gott im Himmel, wenn du ja sagst zu dem, was wir tun, warum läßt du uns dann so elend werden? So antworte doch! Ich muß es doch wissen! Siehst du denn nicht, daß ich es wissen muß?

So saß sie und sann und fragte laut und abgerissen aus schweren Gedanken heraus. Da riß sich die Tochter zusammen, legte ein weißes Laken über den Toten und führte die Mutter in die Schlafkammer. Hier zog sie ihr die Kleider vom Leibe und bettete sie auf ihr Lager wie ein müdes Kind. Beständig aber murmelte das Weib vor sich hin. In schweren Träumen warf sie sich hin und her. Gegen Morgen aber beruhigte ein schöner Traum ihre Seele. Sie sah ihren Mann im Kreise der Auserwählten vor sich. Er fragte sie: „Anna Dorothea, warum weinst du um mich? Weißt du nicht, daß ich sterben mußte, weil Gott die anderen retten wollte? Meinst du, das Feuer habe mich gebrannt? Sieh mich doch an; sieht so ein Toter aus, der verbrannt ist? Ich sage dir, es müssen noch viele sterben für ihre Brüder. Und Gott wählt uns dazu aus."

Da erwachte das Weib. Der abnehmende Mond schien in ihre Kammer. Sie strich die wirren Haare aus der Stirn, dann stand sie auf und ging in die Stube zu dem Toten. Dort saß ihre Tochter und neben ihr der alte Freibauer. Das aber wunderte sie nicht. Die Botin trat auf ihn zu und fragte ihn: „Sage mir, Freibauer, mußte das so kommen?"

„Anna Dorothea, darauf kann ich dir keine Antwort geben, aber: was Gott tut, das ist wohlgetan."

„So haben wir nichts Unheiliges getan?"

„Nein, ihr habt das Dorf gerettet."

„Und du meinst, er ist nun im Himmel?"

„Ja, Anna Dorothea, so weit wir Menschen überhaupt darüber eine Meinung haben dürfen. Es ist

meine heilige, feste Ueberzeugung, daß deines Mannes Seele gerecht wird vor Gottes Thron."

Sie sah ihn eine Weile stumm mit verlorenem Blicke an

„Dann will ich mich wieder schlafen legen."

Damit ging sie hinaus und schlief ein.

Fryman saß lange im Hause der Botenleute. Er tröstete die weinende Tochter mit guten Worten und rechtfertigte die Mutter vor ihr. Ja, er wußte es dem Mädchen so darzustellen, daß sie der Mutter Kämpfe verstehen und ihr letztes, reines Tun achten lernte. Es blieb von wahnwitzigem Frevel nicht die leiseste Spur übrig. Ein heiliges Opfer war des Vaters Tod geworden. Auch über das Nächstliegende, die Zukunft der Wirtschaft und sonst allerlei, sprach er gute Worte.

Als er im Morgengrauen heimging, traf er überall die dunklen Gestalten der Feuerwachen. Ab und zu klirrten die Eisenteile der Feuerspritzen aneinander, wenn nach irgendeiner Stelle, an der die Flammen wieder emporlodern wollten, Wasser verlangt wurde.

Des Mondes bleiches Licht über der verzuckenden Glut, die ragenden, stehengebliebenen Schornsteine und Hausmauern, die schief hängenden, halb verkohlten Haustüren, dazu über den Wiesen die weißen Nebelschwaden, das gab ein Bild voll düsteren Grauens.

Im Freihofe aber saß die Sorge am Tische und machte sich breit. Karl Demut hatte dem Schwiegervater schon vor einiger Zeit anvertraut, daß er sich auf der Brust nicht recht wohl fühle. Die Verletzung der Lunge durch den Schuß mußte irgendeinen Schaden zurückgelassen haben. Wenn er einmal längere Zeit angestrengt arbeitete, dann stellte sich ein heftiges Stechen ein, so arg bisweilen, daß es ihm fast den Atem nahm. Seinem Weibe hatte Demut nichts davon gesagt, aber dem starken Schwiegervater durfte er es verraten.

Nun hatte der junge Freibauer heute den ganzen Tag mehr als hart gearbeitet. Oft auch war ihm ein Strahl kalten Wassers über den schwitzenden Körper geflossen. Jetzt lag er fiebernd im Bette, und sein Weib mühte sich in heißer Sorge um ihn. In der Nacht war Fritz Menzel zu ihm gekommen. In des Freundes starkes Herz hatte Demut schwere Befürchtungen gesenkt, hatte sogar düstere Todesahnungen nicht unterdrückt. Seines Weibes Sorge aber hatte er hinweggescherzt.

Am Morgen stand er auf. So schleppte er sich halbkrank bis zum Sonntage.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Strafgericht

Eine Erzählung vom friesischen Deichbruch im Herbst 1634

Von Geerd Fenerhake

„Ich mach's nicht mehr mit," stellte sich Magd Kathrine vor den Großknecht hin und stampfte zornig mit dem Fuß auf die lehmgelbe Erde der Tenne, „alles soll man allein machen, früh um viere raus, dieweil der Bauer und die Frau bis um zehn Uhr in den Betten liegen . . . Saufen und . . ." Stracks hielt ihr jetzt der Großknecht die Hand vor den Mund.

„Sei still, wenn's einer hört, mit der Peitsche wirst du fortgejagt . . ."

„Was schon, sollen mich ruhig vom Hofe peitschen, diese übermütigen Großbauern, aber es wird sich rächen, der Herrgott läßt sich's nicht ewig gefallen, daß man solch ein Luderleben führt . . . Einer ist wie der andere, auf allen Höfen das gleiche . . ."

„Halt den Schnabel," wandte sich der Großknecht ab und zuckte die Schultern, „was willst du denn daran ändern. Heirate lieber einen von diesen, sieh zu, daß du noch einen erwischst . . ."

„Ich heiraten, etwa Kinder kriegen, die dann mit versaufen . . ."

Hier blieb der Großknecht stehen, wurde blaß, sah die Magd an. Wußte sie, was er wußte, und mit ihm all die anderen treuen Knechte von den Nachbarhöfen?

„Wer redet hier von dem Versaufen, Katharina . . .?"

„Ja . . . ich, Großknecht Michel . . . ich weiß es, ganz genau weiß ich's, die Deiche werden brechen . . . bald wird das sein, keiner richtet die Dämme, morsch sind sie, die Maulwürfe tummeln sich drin . . ."

„Hast sie dir wohl selbst beguckt, Deern, was?"

„Ne, Großknecht . . . aber," sie dämpfte ihre Stimme bis zum Flüsterton, „ich habe einen Traum gehabt, das zweite Gesicht. Oft kommt es mich an, Dinge zu sehen, die sich erfüllen . . . und da, Michel, da hab ich gesehen, wie das alles hier, was steht und aufragt als Hof und Anwesen, in einer Nacht von den Fluten gestürzt wird, der Bauer wird ersaufen und sein Weib und die Söhne, die ihren Frauen nicht die Treue halten können. Sintflut wird dies Land überkommen, all das wird wieder Meer, was sich die Altvorderen erobert haben von der See . . . Ja, mein Vater war auch dabei, als Bauer. Die Tochter muß sich als Magd verdingen. Unrecht ist geschehen, Unrecht wird gerächt. Es gibt einen Herrgott im Himmel . . . Großknecht, ich warne dich, pack dich von diesem Hof, das Wasser kommt . . ."

„Niemals," lachte der Großknecht Michel, „mein Vater ist hier Knecht gewesen, ich bin hier auf diesem Boden rund um Pellworm geboren und aufgewachsen, ich werde auch hier bleiben . . ."

Auf dem Hof hörte man den Bauern im lauten Ton Befehle erteilen . . .

Da machte sich jeder wieder an seine Arbeit, der Großknecht und die Magd Kathrine . . .

„Michel," schrie der alte Moelenward seinen Knecht an, „was gibts heute zu tun . . .?" Wie übernächtigt der große Mann aussah. Vom vielen Trinken kam das und von den Stunden, die man zechend verbrachte . . .

„Den Deich wollten wir flicken," wagte der Knecht zu antworten.

„Was, den Damm? Können wir damit Geld verdienen? Fünfzig Jahre hat er gehalten, wird wohl jetzt auch noch seine Schuldigkeit tun . . . Säen und ernten ist wichtiger, als Deiche nachzusehen. Im Winter ist dazu Zeit genug . . ."

„Herr, aber die Sturmnächte stehen vor der Tür, die Maulwürfe sind im Erdreich drüben am Kolkdamm!"

„Laß sie auch leben, gestern war einer hier, der hat mir ein Deichbruchstopfmittel versprochen. Viel Geld kostet's, aber es wird schon seine Schuldigkeit tun, holländisches Erzeugnis, was die probiert haben, das ist immer gut . . ."

Da erkannte der treue Knecht, wie zwecklos es war, dem Bauern die Notwendigkeit der Deichunterhaltung klarzumachen. Ja, wenn der auch immer vierspännig in die Stadt fuhr, weder Pflug noch Sichel anpackte und gleich wie die Söhne sich einen Dreck um die Bauernwirtschaft kümmerte, freilich, dann waren keine Pferde da, zum Karren am Kolkdamm, dann fehlte es an willigen Arbeitern, an fleißigen Männern . . . Wie der Herr, so auch die Knechte. Nur Michel nicht, der wurde nicht übermütig und vermessen gegen Gott und die Natur . . .

Eine Woche später hatte er an die zwanzig Knechte von den Nachbarhöfen zum Deichbau gewonnen. Freiwillig schafften die außerhalb des Tagewerks, den Kolkdammdeich wieder in Ordnung zu bringen. Die Knechte statt der Bauern. Die hatten's nicht nötig, zu arbeiten, die saßen hinter ihren Bier- und Weinkrügen und höhnten die Arbeit der Knechte . . .

Pellwormer Knechte aber schaufelten am Damm, befestigten ihn hier und da, gaben alle Kräfte her, denn sie hingen mehr an diesem Grund und Boden, als die Eigner des Landes, die reichen Marschenbauern. Zu leicht hatten die das Land hier gewonnen. Ahnte ihrer keiner, daß dieser Boden auch gleich schnell wieder vom Meer geraubt werden könne?

Kannte keiner der Marschenbauern mehr das Wort: „Es ist auch Landrecht, daß wir Friesen eine Seeburg stiften, einen goldenen Ring, der um ganz Friesland liegt? Wir Friesen

sollen unser Land verteidigen mit dem Spaten, der Schiebkarre und der Forke. Und sollen es schützen mit Schwert und Speer und dem braunen Schild gegen den hohen Helm und den roten Schild und die ungerechte Herrschaft . . ."

Alles hatte sich geändert in diesem Lande, selbst die Knechte mußten die Herren beschämen durch die Arbeit ihrer Fäuste. Stolz überkam sie, einmal würde man den Enkeln und Kindeskindern von den Marschbauersknechten erzählen, die das Land vor der Manndrenke bewahrt hatten.

Aber die Sünde der Bauern war zu groß, um gesühnt zu werden durch das Arbeitsopfer der Knechte, der Segen des mitanpackenden Bauern fehlte diesem neuen Deicherneuerungswerk. Der Blick des Herrn, der bald lobt und bald rügt, blieb fern . . . schaute lieber auf die Frauen der Nachbarhöfe, auf Mägde und Bürgerstöchter . . .

Großknecht Michel wurde der Führer der deichschaffenden Knechte. Sehr schweigsam war er geworden, seit ihn die Kameraden zum Leiter der Arbeiten erwählt hatten. Zu keinem Menschen sprach er in seiner verschlossenen Art von dem, was als zweites Gesicht der Magd Kathrine erschienen war.

An einem Herbstmorgen traf er die Kathrine wieder: „Heiraten mußt du, Kathrin, Kinder diesem Land schenken, Söhne, die aufbauen, wenn die Fluten den Deich brechen . . ."

„Ja," nickte die Kathrin und errötete, „aber wen heiraten . . ."

Da lachte der Großknecht. „Mich nicht, mein Deern . . . ich bleibe auf dem Deich, wenn er zu brechen droht . . . ich werde auch dort stehen, wenn hier nichts mehr aufragt . . . aber das andere . . . Kathrin . . . darüber spricht man nicht . . ."

Im Westen ballte sich ein Gewitter zusammen.

Zwölf Stunden später setzte die Springflut ein. Just als die Bauern der Nachbarschaft auf dem Moelenwardhof versammelt waren zu fröhlichem Umtrunk . . .

Michel, der treue Knecht, aber machte sich in dieser Nacht auf zum Deich, in ihm aber sprach eine Stimme: Die Kathrin hat wahrgesehen . . .

Michel nickte, als er oben auf dem Damm stand. Hier würde er halten. Aber dort weiter nach Osten zu . . . da waren die Arbeiten noch nicht beendet. Rasch eilte er ins Dorf, Knechte zu holen, Mägde, Frauen und Kinder . . . das Volk wollte den Deich der Herren retten . . .

Drei Stunden schaufelten sie, rammten Pfähle in den Grund und legten Säcke auf die Gefahrenstellen . . . dann war es zu spät . . . Die Frauen rannten querfeldein, die Knechte folgten . . .

Auf einem Rappen sprengte der Knecht durch die Nacht, dem Moelenwardhof zu . . . er, der Knecht, auf einem Bauernpferd, das er sich genommen hatte . . . ritt und ritt, bis vor das Haus seines Herrn, pochte ans Fenster und pochte und pochte so lange, bis ihm der Bauer entgegenschwankte . . . Betrunken lallte er dem Knecht etwas zu . . . schimpfte, als er ihn hoch zu Roß erblickte. Ein Knecht zu Pferde, vor seinem Herrn . . .

Großknecht Michel aber brüllte dem Bauern nur zu: „Die Dämme brechen . . . rettet Euch zum Land!" Plötzlich waren die Bauern nüchtern, schimpften nicht mehr, sondern hasteten um ihr Leben davon. Genußsucht und Reichtum hatte sie herabgewürdigt zu feigen Memmen, die um ihr Leben zittern . . .

Großknecht Michel aber setzte die Magd Kathrin auf sein Pferd . . . brachte sie in Sicherheit, weit herein aufs feste Land . .

Küßte sie auf die Stirn und ließ sich von ihr hoch und heilig schwören, daß sie um dieses Rittes sich verpflichtet fühle, einem Sohn das Leben zu schenken . . .

„Wiedererobern soll er, was in dieser Nacht verloren geht . . ." Dann trabte der Großknecht wieder dem Damm zu.

Einsam, heldisch ist er gestorben wie einer jener holsteinischen Bauern, die sich dies Land vom Meer eroberten. In seiner Todesstunde aber war der Großknecht Michel zum Großbauern geadelt. Einsam starb er, aber es war seine Bauernheimat, die er bis zum letzten Atemzug verteidigt hatte . . .

In jener Herbstnacht des Jahres 1634 gingen aber verloren nicht weniger als 27 Halligen, 1300 Höfe, an die 6000 Menschen mußten ihr Leben lassen. 50 000 Stück Vieh schwemmte die Flut hinweg, aus fruchtbarem Ackerland war die Wüste geworden . . . Fischernetze hatten wieder Heimatrecht dort, wo Jahrzehnte lang die Pflüge gefurcht und die Säer geschritten . . .

Das gewaltige Raubtier Meer hatte zum Sprung angesetzt, hatte den Menschen vertrieben, weil er nicht wachend zu hüten wußte, was seine Väter ihm erobert hatten . . .

Schiller-Anekdoten

Zum 175. Geburtstag des Dichters am 10. November

Schiller als Gastgeber

Im Stuttgarter Morgenblatt von 1837 wird erzählt, wie unbefangen und einfach, auch in bezug auf Essen und Trinken, es im Schillerschen Hause zuging. Einst hatte der Dichter Besuch von dem Adjutanten des Königs von Sachsen, einem Hauptmann Funk. Schiller war unten im Garten beim Kegelspiel und lud den Hauptmann liebenswürdig zum Abendessen ein. Da wurden denn nachher ein paar alte ungleiche Tische zusammengestellt. In aller Eile ließ er ein Tischtuch darüber decken, und es wurde als Gastmahlzeit weiter nichts als ein Stück Fleisch aufgetragen. Dabei waren alle ganz unbefangen und heiter, trotzdem es an Geschirr und an Mundtüchern fehlte.

Der schlagfertige Schiller

Der junge Schiller lernte Harfe spielen. Als er einmal in Ludwigsburg bei offenem Fenster gewagte Akkorde und Läufe übte, rief ihm sein gegenüber wohnender Nachbar, der den rotlockigen Jüngling nicht besonders leiden konnte, über die enge Gasse zu: „Herr Schiller, Sie spielen gerade wie der König David, nur nicht so schön!" „Und Sie," erwiderte Schiller rasch gefaßt, „Sie reden gerade wie der König Salomo, nur nicht so gescheit!"

Schillers erstes Kolleghonorar

Das erste Kolleghonorar empfing der neugebackene Universitätsprofessor Schiller am 10. November 1789, also an seinem Geburtstag. Ein junger Student aus Bernburg kam und brachte es ihm. „Das kam mir doch lächerlich vor," schreibt der Dichter an Charlotte von Lengefeld. „Zum Glück war der Mensch noch neu und noch verlegener als ich. Er retirierte auch gleich wieder."

Vater und Sohn

Schillers Sohn hatte keine Spur der dichterischen Gaben seines Vaters geerbt. Er war Forstmann. „Mein Vater," äußerte er einmal, „ist ein sehr kluger Mann gewesen, aber von Holz hat er keine Ahnung gehabt, denn sonst hätte er nie dichten können: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme," denn das ist ja das schlechteste Holz, was es gibt. Auch als Brennholz sind für einen Dichter die edelsten Hölzer gerade gut genug."

Sohn und Enkel

Der Oberförster Schiller, der in württembergischen Diensten stand, hielt sich nach eigenem Geständnis am liebsten dort auf, „wo es nicht zu weit zu einem guten Schoppen" war. Diese Vorliebe gab Veranlassung zu einem heiteren Erlebnis, das der Oberförster gern selbst in folgender Weise erzählte: „Als mein Junge noch ein Bub war, tat ich ihn zu einem Präzeptor in Kost, Zucht und Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und lud dazu öffentlich ein, insbesondere deren Eltern. Einmal, denk ich, mußt du auch hingehen, und grad als ich ins Schulzimmer trete, überhört der Präzeptor die Buben lateinische Vokabeln. Mich sehend, meint er natürlich, meinem Fritz besondere Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er fragt zwei, drei, der Bub weiß sie, und man sah's dem Kerl deutlich an, wie herzlich froh er war. Aber da fragt der Schulmeister wieder: silva (der Wald) und der Bub weiß es nicht, schaut verdrießlich vor sich nieder. „Na silva," wiederholte der Präzeptor, „silva, Schiller? Du weißt's sicher, denn dein Vater geht oft dorthin." Und auf fährt der Bub wie der Blitz. Das hat ihn auf die rechte Spur gebracht. Und, Freude auf dem Gesicht, antwortet er flugs und laut: „Silva, das Wirtshaus!"

Fröhliche Ecke

Die andere Seite. Herr Dimpfl aus Bumsering fährt nach München. Er will zum Hofbräu. Ein alter Spezi hat ihm geschrieben, er soll auf eine Maß hinkommen. Dimpfl klettert am Münchner Hauptbahnhof in die Straßenbahn, aber wie es so geht, wenn man jahrelang nicht in der Stadt gewesen ist: der Großstadtverkehr verwirrt ihn, und er versucht zum Gaudium aller Fahrgäste, von der linken Seite in die Elektrische hineinzukommen, wo sie zugeschlossen ist. Der Schaffner nimmt sich Herrn Dimpfl daraufhin vor und hält ihm ein Privatkolleg über Straßenbahnbelange. Vor allem erklärt er das Aussteigen: linke Hand am linken Griff und nach vorn! 46 Personen sind im letzten Jahr durch verkehrtes Aussteigen in Lebensgefahr geraten.

Im Tal sagt Dimpfl "Dank schön!" und "Grüß Gott!" und steigt richtig verkehrt ab, so daß es ihn auf seine rechte Körperseite an einen Warnungsmast hinschlenzt. Wieder auf den Beinen, faßt Dimpfl in seine rechte Rocktasche und fördert daraus eine formlose Masse zutage. Schon am Geruch kennt mans: Leberkäs. Leider in völlig zerquetschtem Zustand.